

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

181 (5.8.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

100 Jahre Telegraphie

Telegraphie sind heute zu einer Alltäglichkeit geworden. Telegramm und Telefon spielen im öffentlichen Leben eine überaus wichtige Rolle. Vor hundert Jahren hielt die Kunst der Fernübermittlung Nachrichten in Preußen ihren Einzug. Eine königliche Kabinetsordre vom 20. Juli 1832 beauftragte den Bau der ersten Telegraphenlinie, die natürlich für militärische Zwecke bestimmt war. Es ist ja überaus bezeichnend für die Kultur Europas, daß Neuerungen immer erst dann vom Staate unternommen wurden, wenn sie für militärische Zwecke geeignet waren. Eisenbahn, Telegraph, Luftschiff und Flugzeug wurden als willkommene Mittel der Landesverteidigung betrachtet. Ihr Wert für die Wirtschaft kam kaum in Betracht. Bei dieser ersten preussischen Telegraphenlinie handelte es sich um die Übermittlung optischer Signale im Dienste des Heeres und des Staates. Auf einer Strecke, die von Berlin über Potsdam, Brandenburg, Magdeburg, Köln und Koblenz nach Trier führte, wurden 61 Signalstationen errichtet, die stufenartig jede Nachricht mit Hilfe einer Einrichtung, die an die heute gebräuchlichen Eisenbahnsignale erinnert, weitergaben. Die damit erzielte Schnelligkeit erschien jener Zeit außerordentlich hoch. Die ganze Linie wurde von Soldaten besetzt, die auch den Dienst zu versehen hatten. Der Gebauer und Leiter dieser Telegraphenlinie, ein Major Gmelin, wurde später gerädert und brachte es bis zum Generalmajor. Natürlich gab es damals schon viele Stimmen, die die Zulassung des Privattelegraphenverkehrs forderten. Aber der Kriegsminister von Bismarck sah nur den strategischen Wert der Anlage und lehnte kategorisch jeden Privatverkehr ab. Erst Ende des Revolutionsjahres 1848 wurde die optische Anlage durch den elektrischen Telegraphen ersetzt, der von Amerika aus seinen Siegeszug über die Welt angetreten hatte. Es verging aber noch ein weiteres Jahr, bevor auf eine sehr eindringliche Eingabe des Präsidenten des Berliner Handelsamtes, Herrn von Bismarck, auch der telegraphische Privatverkehr zugelassen wurde, der zunächst immer noch unter sehr strengen Bestimmungen stand. Die Telegraphenlinie wurde, wie Telegraphenlinien heute, nicht als öffentliche Angelegenheit betrachtet. Die Telegraphenlinie wurde, wie Telegraphenlinien heute, nicht als öffentliche Angelegenheit betrachtet. Die Telegraphenlinie wurde, wie Telegraphenlinien heute, nicht als öffentliche Angelegenheit betrachtet. Die Telegraphenlinie wurde, wie Telegraphenlinien heute, nicht als öffentliche Angelegenheit betrachtet. Die Telegraphenlinie wurde, wie Telegraphenlinien heute, nicht als öffentliche Angelegenheit betrachtet.

der Bildtelegraphie, des Fernsehens. Wir haben heute in Deutschland über 400 000 Kilometer Telegraphen- und Fernsprechleitungen. Mehr als 40 Millionen Telegramme werden Jahr um Jahr befristet. Dazu kommt der ausgedehnte Fernschreibdienst. Deutschland liegt im Zentrum des europäischen Nachrichtenverkehrs. Täglich wird weiter an der Verbesserung und Vereinfachung der Geräte und des Betriebes gearbeitet. In wenigen Jahren wird sich in folgerichtiger Entwicklung wieder eine Revolution auf diesem Gebiete vollzogen haben. Dann werden unsere so sehr bewundernten heutigen Geräte genau so Museumsstücke bekommen haben, wie die optischen Telegraphen und die ersten elektrischen Einrichtungen der Telegraphie. Denn alles ist in ewigem Flusse. Nur wo Veränderung ist, da ist Leben. Stillstand und Vollendung bedeuten Tod.

Willh. Möbus.

Ein Kämpfer des Proletariats

Die Geschichte der Arbeiterklasse hat in allen Ländern Europas Parallelen aufzuweisen, die sich aus dem Werden der kapitalistischen Wirtschaft ergeben. Unsere unmittelbare Gegenwart, die im Zeichen eines von Baronen gebildeten Kabinetts steht, hinter denen die Großindustrie sich verbirgt, ist eine Zeit schwerer wirtschaftlicher Bedrängung, härtester Anspannung aller Kräfte der Arbeiterklasse, die um ihr nades Leben ringt. Aber dieses Schicksal ist nicht untypisch, sondern es steht nicht vereinzelt da. Bereits vor hundert Jahren hat es ein heute völlig vergessener englischer Arbeiterdichter literarisch gestaltet und damit die gesamte Öffentlichkeit angefaßt und aufgerüttelt.

Er hat die Verzweiflung nicht verdient, der Eisenbahnarbeiter und Dichter Ebenezer Elliot, denn er war einer der allerersten, der den Mut hatte, der Not und dem Hunger seiner Klassenangehörigen Ausdruck zu verleihen. Das ganze Elend der Jahre 1815 bis 1840 zeigt aus seinen Dichtungen, die Verzweiflung von Jahrzehnten, die fast an unsere Nachkriegszeit erinnern, und deren Schilderung mondmal, wie ein Zeitbericht aus der Gegenwart anmutet. Eine Misere in demselben England war gleichbedeutend mit Hungertod. Der Grundbesitzer wollte nicht auf einen feineren wesentlichen Privilegien, das Recht, den Zoll für ausländische Getreide festzusetzen, verzichten. Dieser Zoll aber war so hoch, daß er nahezu einen völligen Aussperrung des Getreides gleichkam, das nicht in England gewonnen war. Wenn die Hölle selbst Britannien wäre, könnte es schlimmer sein? Wenn die Teufel von England wären, so könnten sie uns auch nichts Besseres aufbieten, als das englische Brot zu besteuern. Diese Worte Elliots in seiner Dichtung „Satans Weisheit“ geben der allgemeinen Erbitterung der breiten Massen Ausdruck. Immer lauter wurden die Stimmen, die das Volk zum Kampf gegen ihre Bedrücker aufriefen. Was heute die Nationalisierungsmaßnahmen bedeuten, das waren damals die neu eingeführten Maßregeln für den Arbeiter: Ungehilfliche arbeitlos. Sie durchdringen in Gemeinschaft mit entlassenen Soldaten in Trümmern das Land und verstimmen durch das Niederbreiten und die Plünderung der Getreidespeicher die Hungersnot noch. In seinem Gedicht „Eine Proletariatsfamilie in England“ schildert Elliot die furchtbaren Wirkungen der bestehenden Gesetzgebung, die Zunahme der Verbrechen, die Verarmung und den vollkommenen Ruin der Familie.

„Großhändler ihr, in Mangel, Not und Not,
I, stände eingearbeitet, was ihr tut!
Es ist in Verlegen, die verweilenden Truppen,
Ziel eingebrennt mit heißen roten Küssen!
Sura Proletariat und England!

Woll leidenschaftlicher Erbitte wandte sich der „Dichter der Bettler“, wie man Elliot höflich nannte, gegen die Auslieferung des englischen Volkes und suchte das Gerechtigkeitsgefühl der öffentlichen Meinung zu beeinflussen.

Elliot war ursprünglich eine weiche, träumerische Natur gewesen. Aber mein Herz, ein lauffähiges wie die Träne einer Frau, ist hart geworden beim Anblick des Elends, das ich nicht heilen kann. Mit diesen Worten schildert er sich selbst. Sein Leben war reich an Not und Entbehrungen. Er war als Sohn eines armen Eisenhüttenarbeiters geboren und arbeitete selbst schon als kaum zwölfwähriger in der Fabrik. Nur in seinen Wälschungen konnte er sich weiterbilden. Seine Dichtungen sind nicht immer formvollendet; manches in ihnen klingt noch und unbehoben. Aber man muß beim Lesen dieser von tiefer innerer Erregung, von Ehrlichkeit und Solidari-

itätsgefühl durchzogenen Dichtungen bedenken, daß hier ein Arbeiter zu seiner Zeit sprach, der 14 Stunden arbeitete, der einen jämmerlichen Lohn sein eigen nannte und im Falle der Arbeitslosigkeit keinerlei Unterstützung erhielt. Daß ein solcher Proletarier nicht durch Sorge und Not, durch körperliche und seelische Müdigkeit völlig erdrückt wurde, sondern noch so viel Kraft aufbrachte, an seiner geistigen Weiterbildung zu arbeiten und schöpferisch zu wirken, das allein muß genügen, um ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der Arbeiterbewegung zu sichern.

Die mondmal fehlende Formvollendung wird aufgewogen durch die leidenschaftliche Begeisterung von Elliots Dichtungen, durch seine Wahrheitsliebe und sein Gefühl für soziale Gerechtigkeit. Stark und nachhaltig war deshalb auch ihre Wirkung. Völlig auf sich selbst angewiesen, ohne Rückhalt; ohne den Schutz einer organisierten Arbeiterklasse zu genießen, rief dieser englische Arbeiter das Elend seiner proletarischen Brüder und Klassenangehörigen und die unhaltbaren Mißstände des englischen Wirtschaftslebens in die Welt hinaus. Er war ein Beweiser für die kommende Zeit, für die Umgestaltung des englischen Parlaments, für die Erweiterung des Wahlrechts, den Zusammenschluß der Arbeiter in den „Trade Unions“, den Gewerkschaften. Er war der Vorbereiter einer Zeit wirtschaftlicher und sozialer Reformen, ein Vorbereiter des Proletariats, dessen Name gerade heute, in einer Zeit schwerer Kämpfe der deutschen Arbeiterklasse, nicht vergessen werden sollte.

Effe.

Heißes Eis

Vor kurzem veröffentlichte die Zeitschrift The Literary Digest New York, einen interessanten Artikel über die Unterdrückungen des Professors R. W. Bridgman, der seit Jahren bestrebt ist, die Eigenschaften von Stoffen unter außerordentlich hohem Druck zu erforschen. Bridgman hat bei seinen Experimenten Druck bis zu 40 000 Atmosphären erreicht. Ein Atmosphärendruck beträgt bekanntlich auf jeden Quadratzentimeter 1,033 Kilogramm. Interessant ist es nun, daß viele Eigenschaften der Materie unter hohem Druck überraschende Veränderungen zeigen. So nimmt z. B. der elektrische Widerstand der meisten Metalle mit wachsendem Druck ab. Unter einem Druck von 7000 Atmosphären dringt metallisches Quecksilber in Stahl ein und bei 10 000-fachem Atmosphärendruck kann Wasserstoffgas in das Gefüge von diesem Eisen hineingedrückt werden. Flüssigkeiten nehmen bei entsprechendem Druck um 20 bis 30 Prozent an Dichte zu, und Gas kann bis auf Flüssigkeitsdichte zusammengedrückt werden. Auch der Siedepunkt und der Gefrierpunkt erhöhen sich unter großem Druck bedeutend. Quecksilber, dessen normaler Gefrierpunkt bei - 39 Grad Celsius liegt, ist unter einem Druck von ungefähr 12 000 Atmosphären schon bei Zimmertemperatur in festem Zustand.

Besonders merkwürdig ist unter hohem Druck ganz merkwürdige Bandlungen. Gewöhnliches Eis schmilzt bei immer niedrigerer Temperatur, wenn der Druck zunimmt. Unter einem Druck von 2000 Atmosphären schmilzt es bei ungefähr 20 Grad. Wird der Druck noch weiter über diesen Punkt erhöht, so bilden sich aus dem gewöhnlichen Eis vier weitere dichtere Formen, die bei wachsendem Druck ihre Festigkeit bis zu einer immer höheren Temperatur bewahren. Das Wasser ist unter einem Druck von 20 000 Atmosphären bis zu einer Temperatur von ungefähr + 80 Grad Celsius in festem Zustand. An einem Eis dieser Temperatur könnte man sich also ganz gefährliche Verbrennungen zusehen. Bei diesen Versuchen wird also der Begriff „Kälte“, sofern man ihn mit dem Worte „Eis“ verband, vollkommen hinfällig. Welche Bedeutung die Ergebnisse dieser Untersuchungen des Professors Bridgman von der Harvard-Universität für die praktischen Arbeiten von Wissenschaft und Technik haben, ist vorläufig noch nicht abzusehen.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung, Badstr. 23, bezogen werden.

Die Monatszeitschrift „Neue Hauswirtschaft“ (A. Thienemanns Verlag, Stuttgart) bringt in ihrem Augustheft u. a. folgende Aufsätze: „Ueber die Nachzucht von Obst- und Beerenweinen“, „Das Wirtshaus der Junggeheilen“, „Die wachsende Käse“, „Das Sterilisieren im Gasbad“, „Von Blumen und Bienen“, „Frauenwünsche zur nebenberuflichen Kleinfindung“

Die Rappoldsteinerin

Kulturhistorischer Roman von HEDDA WAGNER

Nachdruck verboten / Folge 18

„Was hörst du sonst?“ fragte Henmann. „Was ist's mit Zürich?“
„Oh, die!“ rief Hinneberg, und schenkte wegwandend die Linke. „Wenn ich's von den Bonifacien schon zeigen ... Der hat ihrer 6000 in Berggarten zusammengerafft — einen tüchtigen Haufen, sag ich.“
„Vor etlichen Tagen sind sie abmarschirt ... Aber was ist das da? Hab' noch so viel an Bonifacien zu bestellen. —
„Herrn von Arzau und die Burgauer zusammen. Da schau, was auf ein Gesicht um dich“, sagte er, schon im Davoneilen, und wies auf eine Gruppe von Herren, die von der Straße her durch den Parkogen kamen und lebhaft winkend auf Henmann zustrebten. Die wollen auch was von dir! Also gehob dich wohl derweil!“
Und rasch, wie er gekommen war, schoß der lange Junker wieder davon. Henmann wendete sich den Neuankommenen zu. Es war ein älterer Mann und zwei jüngere Herren. Der erstere trug den schwarzen Sammetmantel mit dem schwarzen Kreuz. Henmann erkannte ihn sofort und eilte ihm freudig entgegen. Sie begrüßten sich mit Handschlag.
„Siehst du auch in den Sattel gestiegen, Herr Rupert?“ rief Henmann. „Doch's auch aus eurer Klasse, dierweils gegen die Luzerner“
Der Angeredete, der Freiherr Rupert von Geroldseck, schüttelte langsam den Kopf. „Nein“, sagte er, „ich zieh nimmer aus. Hab' gehört. Du tan. Aber meines Vaters beide Buben, die hab ich hergeholt, aber der da, der Heinrich, dem ist die Sache nimmer so lieb, aber der Walter, der will sich in diesem Strauß die Ritterkappen erwerben.“
Die beiden jungen Herren von Geroldseck begrüßten nochmals auf höfliche Art den Onkel. Und dann traten sie gemeinsam in die Gasse zu einem Morgentruhl. Und von dem älteren, der mütterlicher Dheim der Hans von Dachsenfeld war, der das Amt eines Landvogts im Eundgau und Ober-Elsäß bekleidete und

Herzog Leopolds vertrautester Rat war, bekam nunmehr Henmann eine zusammenhängende Darstellung der gesamten Kriegslage, wie sie sich seit seinem Ausritt nach Straßburg entwickelt hatte.

„Herr Hans, mein Dheim, hat ganz recht, wenn er dem Herzog rät, nicht allzulang mehr zu warten mit dem Dreinschlagen“, sagte Heinrich von Geroldseck begeistert. Er war, wie die gesamte jüngere Ritterchaft, überzeugt, daß es sich bei diesem Krieg nur um ein schnelles und festes Zupacken handeln könne. „Die Schwyzer haben Einsiedeln genommen, die von Zürich haben Pfäfers abgebrannt und die Berner warten auch nur mit dem Ausmarschieren, bis die Zhorberger Schloßer erobern sich werden. Das können wir brauchen, die von Bern noch im Rücken! — Was brodeln die schwäbischen Herren auch so lang?“

Sein Bruder Walter fiel ihm ins Wort. „Und weißt ihr, Herr Henmann, daß die von Luzern den Zürichern zu Hilfe kommen?“
„Ja, das ist gar gut für Herrn Leopold! Mögen sie sich an der Linmat die Schadel einschlagen, derweilen wir in Luzern ausrücken ... Ha, ich freu mich schon!“

Henmann nickte. Mit Luzern fiel auch der Bund, das war klar. Und Heinrich von Geroldseck erzählte ihm noch Einzelheiten über die Hauptmacht des Herzogs, die er unter Hans von Bonifacien gegen die Linmatstadt abgefandt hatte. Das alles lehnte sich ihm ein. Nur — er hätte gewünscht, daß alle, die er aufgebeten und die ihm zugefaßt, sich besser bereit hätten und angereizt kämen. Und er sprach das auch aus.

Aber der junge und hitzige Walter lachte nur. „Laßt sie doch sein langsam aus nachtragen, die geschneiten Herren Schwaben, dann bleiben uns Ehr und Beute ganz allein — und sie habens nachsehen!“

„Wer führt denn die von Luzern?“ mischte sich jetzt Herr Rupert in das Gespräch. „Der Niklas zur Matt?“

„Der ist jetzt Schultheiß geworden“, erwiderte Herr Niklas Heinrich, „und Heinrich zum Lind und Rudolf Gettelwoll führen's große Wort zu Luzern. Der Altschultheiß aber — der Petermann von Gundoldingen, — soll ihren Gewalttaten führen, so hab ich gehört!“

„Der ist im Kopf von Luzern. Hin und Aug zugleich“, sagte ernst Herr Henmann. „Wir im Arzau haben's schon genugsam zu spüren bekommen. — Davon weiß mein Vetter Grimm, der so schön fest auf Rothenburg als Vogt Herrn Leopolds saß, ein weiß Liedlein zu singen. Nun — wir werden ihnen nichts schuldig bleiben!“

„Sie redeten noch eine Weile über dies und das, daß der Absagebrief der Berner jeden Tag zu erwarten sei, daß sich die Zürich-

nicht rühren könnten — und der Schluß war immer frohes Zustimmung zu dem Kriegsplan Leopolds: rasch zuzugreifen. Hin und wieder hüfchte durch Henmanns Gedanken, obwohl sie ganz vom kriegerischen Gespräch hingenommen waren, wie ein Freilicht die Erinnerung an Herzland, die ja auch aus dem Hause Geroldseck stammte. Aber sie wurde ihm nie so recht bewußt; er dachte nicht gerne an jene Nacht ...

Die Herren erhoben sich. Auf jeden warteten Angelegenheiten, die ein längeres Besammensein nicht zuließen. So trennten sich vor dem „goldenen Storch“ ihre Wege. Der Freiherr Rupert schloß sich an Henmann an, als dieser die Straße hinabschritt. „Lieb ist's mir, daß ich euch beggnet bin!“ sagte der Geroldsecker zu dem jüngeren Manne und wandte ihm mit wohlwollendem Blick sein feingehacktes, von leicht angegrautem Haar umrahmtes Gesicht zu, dessen Stirn von zwei tiefen Denkerfalten durchzogen war. In seinem Blick lag etwas Vergeistigtes, wie es sonst in den Zügen seiner Standesgenossen selten zu finden war. „Wenn ich euch so sehe, Henmann, dann muß ich immer an euren Dhm Markwart denken, der mein allerliebster Jungendfreund gewesen ist.“ Und der Schatten einer Erinnerung verdunkelte seine Augen.

„In Einsiedeln war er Kapittelherr — soll ein schneidiger Junker gewesen sein“, erwiderte Henmann, „er Sant Benediktens Kleid anlegte. Und gar fromm ist er geworden.“

Ein merkwürdiger Ausdruck überflog das Gesicht des Freiherrn. „Ich denke noch oft an ihn“, sagte er, „ich vergeß ihn nie — und drum und auch sonstwie ist's mir immer eine Freude, wenn wir uns begegnen.“

„Wo wollt ihr denn dann hin, wenn's hier losgeht?“ fragte Henmann. „Nicht sitzen bleiben und abwarten, bis wir heimkommen — dann könnt ihr mit uns einen guten Siegestrunn tun?“

Der Geroldsecker schüttelte den Kopf. „Ich hab' nur den Buben ein wenig Reisegefährlichkeit gehalten“, sagte er. „Ich muß jetzt nach Heitersheim, dort, ihr wißt ja, hat unser Orden ein Haus; dort hab' ich allerlei abzutun. Aber dann geh's gleich wieder heim in mein stilles Zelteneß — ich verlang mic gar nichts anderes mehr ...“

Er sah nachdenklich vor sich hin. „Ihr seid gern allein, Herr Rupert?“ sagte Henmann. „Wenig seid ihr dort zu sehen, wo sonst wir Herren vom Adel zusammenkommen in Ernst und Kurzweil.“

Man lernt das Alleinsitzen schätzen, wenn man genug unter Menschen gewesen ist“, sagte der Freiherr und bot Henmann die Hand zum Abschiedsguß. An dieser Straßenecke trennten sich für heute ihre Wege.

(Fortsetzung folgt.)